

LUDWIG STOCKINGER

Wilhelm Voßkamp, Günter Blumberger, Martin Roussel (Hg.):
Möglichkeitsdenken. Utopie und Dystopie in der Gegenwart. München:
Wilhelm Fink-Verlag 2013 (= Morphomata 9). 332 S. € 39,90.
ISBN 978-3-7705-5554-3

Wilhelm Voßkamp, Organisator des 1980/81 am Zentrum für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld durchgeführten Forschungsprojekts zur *Funktionsgeschichte literarischer Utopien in der frühen Neuzeit*, dessen Ergebnisse in drei für den Stand der Utopieforschung zu Beginn der Achtzigerjahre repräsentativen Bänden publiziert worden sind,¹ war der Initiator einer 2012 am Kölner Internationalen Kolleg Morphomata veranstalteten Tagung, deren Vorträge in dem hier anzuzeigenden Sammelband dokumentiert sind. Man kann dieses Projekt als Versuch deuten, drei Jahrzehnte nach der Arbeit der legendären Bielefelder Forschergruppe eine Zwischenbilanz der seitherigen Entwicklung von Begriff und Phänomen des Utopischen zu ziehen.

In der Tat hat sich seither einiges verändert. Zum einen hat der Gang der politischen Geschichte seit dem Ende der Achtzigerjahre die Einschätzung einer bestimmten politischen Programmatik der traditionellen Linken, die man mit dem Begriff ›Utopie‹ verbunden hat, nach dem Zusammenbruch des ›real existierenden Sozialismus‹ zu Wandlungen in der Einschätzung utopischen Bewusstseins geführt – vom Abschied von der ›Utopie‹ in den frühen Neunzigerjahren bis hin zu deren Rehabilitation im Rahmen wieder erstarkter Kritik am Kapitalismus. Zum andern haben Entwicklungen der Datenverarbeitung Möglichkeiten von sozialer Kontrolle am Horizont erscheinen lassen, von denen man zu Beginn der Achtzigerjahre selbst in den düstersten Dystopien noch keine Vorstellung formulieren konnte. Und schließlich hat es in den letzten Jahrzehnten im Zusammenhang mit der Verbreitung von Konzepten ›postmodernen‹ Denkens sowie im Konkurrenzkampf

1 Wilhelm Voßkamp (Hg.): *Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie*. 3 Bde. Stuttgart 1982.

zwischen dem Fortschrittsmodell der Geschichtsphilosophie und der Evolutionstheorie auch in der Einschätzung von utopischer Intention und in der Gattungsgeschichte literarischer Utopien Entwicklungen gegeben, um deren Analyse und Interpretation die literaturwissenschaftliche Utopieforschung sich ebenso wie die politische Ideengeschichte zu kümmern hat.

Der Obertitel *Möglichkeitsdenken* deutet schon an, dass die Initiatoren den Gegenstand möglichst weit fassen wollten, und so zeigt sich auch in der Einleitung Wilhelm Voßkamps, dass er unter diesem Begriff nicht nur sehr heterogene Redeweisen von ›Utopie‹ (Mannheim, Musil, Bloch, vgl. S. 14), sondern auch religiöse Wunsch- oder Schreckvorstellungen (Apokalypse) und deren Säkularisate (Dystopien, vgl. S. 16 f.) zusammenstellt, sondern auch die Texte der auf Morus' *Utopia* fußenden Gattungsgeschichte, deren einigendes Prinzip Voßkamp gemäß dem aktuellen Stand der literaturwissenschaftlichen Utopieforschung als »selbstreflexive Dialektik von Utopie und Utopiekritik« (S. 24) bestimmt, mit einbezieht. Ob sich mit dem Begriff der ›Möglichkeit‹ die heterogenen Phänomene harmonisieren und gleichzeitig unterscheiden lassen und ob sich ein solches Verfahren forschungsstrategisch lohnt, sei dahingestellt. Hier in der Einleitung, in der für den dazu notwendigen argumentativen Aufwand verständlicher Weise kein Raum ist, dient Voßkamps großherziger Versuch eher dem Ziel, eine Reihe von Beiträgen unter einen Hut zu bringen, die zum Teil sehr weit von den Phänomenen entfernt sind, die man üblicherweise in der Utopieforschung behandelt, und die bei der Verwendung des Utopiebegriffs recht unterschiedlichen Standards von Präzision und Explizität genügen.

Ein erstes Beispiel dafür, wie man ein relevantes Thema der Utopieforschung aufgreifen und durch begriffliche Unklarheit zugleich verschenken kann, ist Gabriel Motzkins Beitrag über »Utopie, Dystopie und Evolution« (S. 33–44), hat sich doch die Evolutionstheorie in den letzten Jahrzehnten auch in den Sozial- und Kulturwissenschaften in Gestalt der Systemtheorie zu einer ernsthaften Konkurrenz jener Erzählungen der Geschichtsphilosophie entwickelt, die, z. B. bei Ernst Bloch, eng mit dem Begriff der ›utopischen Intention‹ zusammen hängen. Da der Autor aber weder präzise klärt, was er unter ›Utopie‹ oder ›Dystopie‹ versteht, noch deutlich macht, auf welches Modell von Evolutionstheorie er sich beruft, bleibt als Ergebnis allenfalls die Anregung, sich über den thematisierten Sachverhalt einmal genauere Gedanken zu machen.

In anderer Weise von Gegenständen der Utopieforschung weit entfernt bewegt sich der Beitrag von Friedrich Balke (»Michel Foucault und die Möglichkeiten eines Denkens der ›Leere des verschwundenen Menschen‹«, S. 45–68). Balkes Anliegen ist die Verteidigung einer Foucault unterstellten »epistemologischen Heterotopie« (S. 46), einer »Suspension der symbolischen Ordnung, der von ihr autorisierten Klassifikationen und Taxonomien« (ebd.) in der heutigen Kultur- und Medienwissenschaft. Die von Foucault kritisierten Verfahren der begrifflichen Klassifikation werden von Balke als »utopisches Narrativ« (S. 54) bezeichnet, Foucaults Kritik daran als »antiutopischer Affekt« (S. 46). Was der damit umschriebene Utopiebegriff mit der Tradition der Utopie, sei es als Intention, sei es als Gattung, zu tun hat, bleibt ungeklärt. Insgesamt ist der Aufsatz ein eher abschreckendes Beispiel von wissenschaftlicher Scholastik, in der das Zitat eines Kirchenvaters, hier Foucaults, als Autoritätsbeweis dient, der selbst nicht mehr kritisch überprüft wird.

Vergleichbar einer Autorität verpflichtet zeigen sich die Aufsätze von Arbogast Schmitt (»Der Staat als Möglichkeitsraum individueller Selbstentfaltung bei Platon«, S. 91–120), Klaus L. Berghahn (»Möglichkeit als Kategorie der Philosophie. Politik und Dichtung in Ernst Blochs *Prinzip Hoffnung*«, S. 121–136), Vivian Liska (»Sprache und Gesetz im Messianismus Walter Benjamins und Giorgio Agambens«, S. 137–156) und Martin Roussels (»Möglichkeitsdenken. Utopie, Dystopie und Lektüre in Robert Musils *Der Mann ohne Eigenschaften*«, S. 157–182). Arbogast Schmitt konzentriert sich – entgegen der durch den Titel erweckten Erwartung – stark auf eine minutiöse Erläuterung von Platons Anthropologie, die er auch als Orientierung für die Gegenwart zu empfehlen scheint, weicht aber einer klaren Antwort auf die von ihm selbst gestellte Frage – »Ist die ›Politeia‹ die Konstruktion einer Utopie?« (S. 113) – eher aus. Klaus L. Berghahn befasst sich mit dem Utopie-Konzept Ernst Blochs, allerdings nicht als Gegenstand der Utopieforschung, sondern, wie noch in den Siebzigerjahren des 20. Jahrhunderts üblich, als unkritisierte Basis der eigenen Argumentation. Kann man wirklich, wie Berghahn dies tut, Robert Musils Utopiekonzept mit Hilfe von Bloch erhellen? Dergleichen ginge allenfalls dann, wenn man die ontologischen Voraussetzungen des Blochschen Utopiekonzepts kritisch erörtern würde. Das wird von Berghahn aber nicht geleistet. Vivian Liskas Argumentationsziel scheint der Nachweis zu sein, dass die Berufung des Modephilosophen Giorgio Agamben auf Walter Benjamin unbegründet, wenn nicht

gar illegitim sei, denn Agamben transformiere Benjamins »jüdischen Messianismus«, der durch »Welthaltigkeit« (S. 137) bestimmt sei, in »christlichen Messianismus«, dem diese »Welthaltigkeit« und damit ein eigentlich politischer Gehalt abgehe. Was diese beiden Formen von »Messianismus« mit Utopie zu tun haben, bleibt undeutlich, und auch in diesem Beitrag lässt sich beobachten, wie Autoritätszitate – hier von Benjamin – Argumente ersetzen: Dass Benjamins Position die legitimere ist, scheint von vornherein festzustehen. Vergleichbare Schwächen zeigt auch Martin Roussels Beitrag über Musils *Mann ohne Eigenschaften*. Auch hier wird auf eine klare beschreibungssprachliche Explikation des Utopie-Begriffs (einige Andeutungen dazu auf S. 159–161) zugunsten einer sehr minutiösen objektsprachlichen Paraphrase von Musils mehrdeutigem Sprachgebrauch verzichtet.

Im Unterschied zu dieser Gruppe von Beiträgen, deren Wert für die Utopieforschung begrenzt ist, dokumentieren die Beiträge von Matthias Löwe (»Utopie versus Anthropologie. Konstellationen eines Konflikts um 1800 und heute«, S. 69–88), Hans Ulrich Seeber (»Prävention statt konstruktives Handeln. Zu den Funktionen der Dystopie in der anglo-amerikanischen Literatur«, S. 185–206), Judith Leiß (»Gattungsgeschichte als Spirale. Die Heterotopie als Möglichkeit utopischen Schreibens in der Gegenwart«, S. 207–222), Ryozo Maeda (»Techno, Apokalypse, ›Ikai‹. Utopien und Dystopien in der visuellen Massenkultur Japans«, S. 223–258) und Roberto Simanowski (»Utopien und Dystopien im Internet und die antiutopische Botschaft des Mediums«, S. 259–289), welche Erkenntnisfortschritte im Rahmen »traditioneller« literatur- und medienwissenschaftlicher Verfahren möglich sind. Matthias Löwe unterscheidet die literarische Gattung, also die auf Morus' *Utopia* fußende Tradition eines bestimmten Textmusters, vom »intentionalen Utopiebegriff« bzw. vom »utopischen Bewusstsein« (S. 70), und er richtet seine Aufmerksamkeit auf jenen Punkt um 1800, an dem sich dieses Bewusstsein herausbildet und sich im Konkurrenzkampf der politisch-moralischen Konzepte gegen die Einwände der Anthropologie zu behaupten hatte. Löwes Analyse ist hier auch für die Romantikforschung relevant, da er zeigen kann, wie eine Sprachfigur der Frühromantik – die Behauptung der Realität des Idealen bei gleichzeitigem Dementi dieser Behauptung – als eine Art Rettung des utopischen Bewusstseins unter den zeitgenössischen Diskursbedingungen gedeutet werden kann. Interessant ist am Ende Löwes Hinweis, dass man die aktuelle westliche Leitidee einer »Weltgesellschaft auf Basis der

Menschenrechte« (S. 87) in die Tradition des utopischen Bewusstseins einordnen kann, mit entsprechenden Aporien, die sich immer noch am besten in den paradoxen Sprachfiguren frühromantischer Provenienz vermitteln lassen.² Auch Hans Ulrich Seeber, sicherlich ein Altmeister der literaturwissenschaftlichen Utopieforschung, argumentiert auf der Basis einer klaren Erläuterung seines leitenden Begriffs ›Dystopie‹, für den er drei Bedeutungen unterscheidet: (1) »ein Synonym für Anti-Utopie, die sich gegen erkennbare utopische Vorbilder richtet« (S. 186), (2) »die Kombination von Utopie-Kritik und satirischer Wirklichkeitsdiagnose« (ebd.), und (3) die Darstellung »jede[r] Art von negativer Gesellschaft, die keinen kritischen Bezug zu einer positiven utopischen Konstruktion mehr erkennen lässt, wie diese aber in der Fiktion räumlich und zeitlich von der Wirklichkeit der Gegenwart abgetrennt sein muss« (ebd.). Auf der Basis dieser Begriffsklärung, bei der auch die von Voßkamp apostrophierte Einheit von Utopie und Selbstkritik der Utopie als Zentrum der ganzen Gattungsgeschichte vorausgesetzt wird (vgl. S. 189), gelingt Seeber nicht nur eine plausible Rekonstruktion der Funktionsgeschichte der angelsächsischen Dystopie im 20. Jahrhundert, sondern auch eine bedenkenswerte Deutung neuester Entwicklungen (Typ 3), die er unter der Bezeichnung ›postmoderne Dystopie‹ zusammenfasst. In ihr gewinne die »Dystopie, die keinerlei Bezüge mehr zu utopischen Tradition erkennen lässt, Anschluss an jene Einsicht, die schon immer für Kunst gegolten hat: Sie kann sich nicht gegen reduktive Funktionsbeschreibungen wehren, sie aber massiv erschweren« (S. 204). Anders gesagt: Das Textmuster der Dystopie findet Anschluss an die Kunstautonomie. Diese Einschätzung findet eine interessante Ergänzung und Bestätigung in dem Beitrag von Judith Leiß, die sich am Beispiel von Peter Ackroyds *The Plato Papers* (2000) mit dem Phänomen der bei Seeber ›postmoderne Dystopie‹ genannten neueren Gattungsentwicklung intensiv auseinandersetzt. Ob die von ihr vorgeschlagene Bezeichnung ›Heterotopie‹ wegen der unkontrollierbaren Assoziationen zu Foucault glücklich ist, sei dahingestellt; einleuchtend ist aber, wie Leiß mit dem Begriff der »Mehrdeutigkeit in ihrer radikalsten Form« (S. 217) zeigen kann, wie in dieser Transformation des tradierten Musters der Bezug zu den Anfängen der Gattungsgeschichte bei Thomas

2 Man vergleiche hier nur die glänzende Deutung von Artikel 1 des Grundgesetzes als Paradox, die kürzlich Navid Kermani in seiner Rede vor dem Bundestag vorgetragen hat. In: *Der Spiegel*, Nr. 22, 26.5.2014, S. 118–121, hier S. 118.

Morus auf neue Weise hergestellt wird. Ryozo Maeda präsentiert in seinem Beitrag einen umfassenden Überblick über die Geschichte des SF-Anime und der Mangas in der Japanischen Kultur in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Das Fehlen eines der *Utopia*-Tradition entsprechenden Textmusters in Japan ist zwar ein indirekter Hinweis darauf, wie sehr dieses Muster auf eine spezifische Problemlage der europäischen Neuzeit antwortet, aber »in der Entwicklung des SF-Anime in Japan« sei »eine Geschichte festzustellen, die mit der europäischen Utopie-Literatur seit Thomas Morus wohl vergleichbar wäre. Hier wie dort gehen Utopien zunächst in Dystopien über, die dann zur Reflexion über sich selbst (Meta-Utopien/-Dystopien) führen« (S. 245). Roberto Simanowskis Beitrag beginnt mit einer pointierten Funktionsbestimmung, über die nachzudenken sich lohnt:

Ist die Utopie [...] das schlechte Gewissen einer selbstzufriedenen und die Dystopie das schlechte Gewissen einer ignoranten Gegenwart, ist die Antiutopie das schlechte Gewissen der Utopisten (S. 259).

Was dann folgt, ist eine höchst informative Darstellung der aktuellen Diskussion über die ›utopischen‹ oder ›dystopischen‹ Potentiale des Internet.

Der Band wird abgerundet durch zwei Beiträge zu aktuellen politischen Problemen. Jürgen Fohrmann befasst sich in seinem Beitrag (»Die Versprechen einer Institution. Die Universität als Projektionsraum«, S. 293–306) mit Idee und Wirklichkeit der Universität; Karl Heinz Bohrer (»Utopie ›Europa‹. Die Ursache ihres Zerfalls«, S. 307–329) mit Geschichte und gegenwärtiger Krise der Idee der europäischen Einheit. So bedenkenswert die Argumente beider Beiträger sind, zur Utopie-Diskussion tragen sie m. E. nicht allzu viel bei.

Fazit: Ein Band, der in einem Teil seiner Beiträge bemerkenswerte, im Anschluss an den Forschungsstand entwickelte Anstöße für künftige Arbeiten enthält, in einem anderen Teil der Beiträge aber das Fehlen klarer Begriffe und mangelnde Kenntnis wichtiger Ergebnisse bisheriger Utopie-Forschung schmerzlich spüren lässt.